

Es gehört sittlicher Mut dazu, zu trauern; es gehört religiöser Mut dazu, froh zu sein.

Soren Kierkegaard

Kinderfeindlichkeit

Das Jahr des Kindes, das in wenigen Wochen zu Ende geht, wird – so ist zu befürchten – das gleiche Ergebnis haben wie ähnliche Jahre vor ihm: gar keines. Als die UN-Vollversammlung im Herbst 1976 beschloß, das Jahr 1979 ins Zeichen des Kindes zu stellen, knüpfte sie an ihre „Erklärung der Rechte des Kindes“ von 1959 an. Diese Wiederaufnahme des Themas hatte ihre Ursache sicher nicht in ermutigenden Auswirkungen der Erklärung, sondern eher in ihrem Ausbleiben. Angesichts dieser Lage kann man mit gutem Recht nach dem Sinn solcher UN-Instrumente wie „Erklärungen über ...“, an die sich niemand hält, und „Jahre des ...“, die nichts bewirken, fragen. Das Schlimme ist aber nicht die Wirkungslosigkeit der Instrumente, sondern die Hartnäckigkeit der Fakten.

Symptome

Unser Jahrhundert hätte – so wurde es zu seinem Beginn gefordert – ein Jahrhundert des Kindes werden sollen. Zu dem Zeitpunkt, in dem das letzte Fünftel dieses Jahrhunderts beginnt, leidet die Hälfte der 1,3 Milliarden Kinder Mangel an Essen, Trinken und lebensnotwendigen sanitären Einrichtungen. Millionen von Kindern starben auch im Jahr des Kindes vor Hunger. Bei weiteren Millionen führt die Unterversorgung zu nicht wiedergutzumachenden Schäden. Fünfzehn Millionen der jährlich in den Ländern der Dritten und Vierten Welt geborenen Kinder haben keine Chance, ihren fünften Geburtstag zu erleben. 55 Millionen Kinder in den Entwicklungsländern sind nach den Statistiken des Internationalen Arbeitsamtes in Genf zur Lohnarbeit gezwungen. Nachdem in vielen Ländern über Kinderarbeit nicht einmal Buch geführt wird, kann man davon ausgehen, daß in Wirklichkeit weltweit jedes fünfte Kind als „Produktionsfaktor“ mißbraucht wird (vgl. NZZ, 8. 9. 79). Dabei dreht es sich mehrheitlich nicht um eine Arbeit, bei der das Kind im Familien- oder Sippenverband sich Fertigkeiten und Erfahrungen aneignet, sondern um eine Ausbeutung der Kinder, die von Sklaverei kaum zu unterscheiden ist. Jahrhundert des Kindes?

Derartige Zahlen lösen sofort Entschuldigungsmechanismen aus. Kann man die Lage der Kinder isoliert sehen von der – zugegebenermaßen vorerst noch wenig erfreulichen – Lage der Entwicklungsländer, die sich aber sukzessive bessern wird? Ist die Not ungezählter Kinder auf der Welt nicht bloß ein Problem mangelnder Geburtenkontrolle? Sind wir in Europa in puncto Kinder nicht in einer Weise vorangegangen – drastische Reduzierung der Sterblichkeitsrate, Beseitigung der Kinderarbeit, Steigerung der Bildungsmöglichkeiten etc. –, die für andere Weltregionen nur beispielgebend sein kann? Solche mit Teilwahrheiten ausgestatteten Versuche, sich gegen Armut und Leid zu immunisieren, sind Kennzeichen einer Moralität des dicken Fells, die uns auch gegenüber der Kinderfeindlichkeit in unserer unmittelbaren Umgebung unempfindlich macht. Statt sich von der dramatischen Not in anderen Weltregionen herausfordern oder zumindest nachdenklich stimmen zu lassen, nimmt man sie als Beweis dafür, wie herrlich weit wir es doch gebracht haben.

In der Tat leben Kinder in unseren Breiten im Vergleich zu ihren Altersgenossen im Dürregürtel Afrikas oder in Südasien paradisiisch. Aber eben nur vergleichsweise. Auch im hochentwickelten Westeuropa gibt es – obgleich in ganz anderer zahlenmäßiger Größenordnung – Daten von erschreckender Drastik. In der Bundesrepublik wurden im Jahr 1976 über 66 000 Kinder bei Verkehrsunfällen verletzt, davon mehr als ein Drittel schwer. Im gleichen Jahr kamen 1393 Kinder im Straßenverkehr ums Leben. Jährlich werden vor den Gerichten in der Bundesrepublik 2000 Urteile in Fällen von Kindsmißhandlung gesprochen; deren wirkliche Zahl ist wegen einer überdimensionalen Dunkelziffer um ein Vielfaches höher. Jahr für Jahr laufen 20 000 Kinder von zu Hause weg. Drogenabhängigkeit und Alkoholsucht treten immer mehr schon bei 12- bis 14-jährigen auf. An die 500 Kinder nehmen sich Jahr für Jahr in der Bundesrepublik das Leben.

Gibt es sie also auch bei uns nicht, die heile Kinderwelt, oder ist das alles nur ein Gruselgemälde, das lediglich ein verschwindend kleines Segment unserer Wirklichkeit wi-

derspiegelt? Beides ist teilweise richtig. Ebensovienig wie die Welt der Erwachsenen bei uns einfach die heile Welt ist, ist es die Welt der Kinder. Ebensovienig wie die angeführten Zahlen unsere ganze Wirklichkeit ausdrücken, sind sie bloß Bezifferung von Betriebsunfällen in einem ansonsten perfekten System.

Die genannten Fakten sind nicht *repräsentativ*; es kann aber leider nicht behauptet werden, daß sie nicht *symptomatisch* wären, symptomatisch für eine latente „Kinderfeindlichkeit“, die tiefer reicht, als es die gewöhnlich unter diesem Etikett laufende Kritik des *Mangels an Kinderspielplätzen* und der *Herrsüchtigkeit der Erwachsenen* wahrzunehmen scheint.

Ohne Zweifel haben heute Stadtkinder nicht weniger *Freizeitmöglichkeiten* als zu früheren Zeiten, in denen sie angeblich so viel besser dran waren, weil sie auf der Straße – fast unbehindert durch vorbeifahrende Autos – Fußball spielen und radfahren konnten. Straßenspiele waren nämlich damals faktisch das einzige Freizeitvergnügen für die Kinder, deren Eltern, schlecht verdienend und nicht selten kinderreich, weder regelmäßige Wochenendausflüge – und sei es nur mit öffentlichen Verkehrsmitteln – noch regelmäßige Urlaubsreisen finanzieren konnten. Ob der heute übliche Familientourismus besonders kindgerecht ist, wäre eine andere Frage. Auf jeden Fall dürfte der Mangel an Spielplätzen sprich Freizeitangeboten mehr ein Randphänomen und weniger ein Krisenmerkmal sein. Natürlich sollen mehr und phantasievollere Spielplätze angelegt werden. Nur: Die Spielplatzfrage entscheidet nicht über Kinderfeindlichkeit oder Kinderfreundlichkeit einer Gesellschaft. Wenn deshalb – dies zur Illustration – im Programm der „nationalen Kommission für die Vorbereitung und Durchführung des internationalen Jahres des Kindes“ über mehrere Seiten hin die Forderung nach Spielplätzen – pädagogisch betreute Aktivspielplätze, Wald- und Rasenflächen, Geräte-, Wasser-, Sandspielplätze, Spielhäuser, Spielhöfe, als da sind Hinter-, Pausen- und Schulhöfe, mobile Spielbusse – kategorisiert und spezifiziert und die Aufstellung von kommunalen „Spielplatzbedarfsplänen“ verlangt wird (vgl. Frankfurter Rundschau, 5. 5. 79), dann verschleiert ein solcher technokratischer Planungperfektionismus mehr, als er hilft. Womit – nochmals sei es betont – nichts gegen mehr Spielplätze, aber einiges gegen die auch in manchen pädagogischen Forderungskatalogen mitschwingende Vorstellung gesagt ist, man könne Kinder durch Perfektionierung von Angeboten glücklicher machen.

Auch die gängige Lokalisierung der Kinderfeindlichkeit in der *autoritären Haltung der Erwachsenen* bedarf der Entmythologisierung. Der prügelnde Vater ist heute nicht der Extremfall einer Normalität, die durch starre Autoritätsverhältnisse charakterisiert wäre, sondern einer Normalität, die durch Mangel an intensiver Beziehung gekennzeichnet ist. In Eltern, die ihr Kind mißhandeln, weil es sie beim Fernsehen stört, kommt nicht ein unterschwellig auch sonst verbreiteter Autoritarismus zum Ausdruck, sondern eine auch sonst verbreitete *Beziehungslosigkeit*.

Wo jeder sich selbst der Nächste ist, dürfen Kinder als diejenigen, die auf Zuneigung, auf Hilfe, auf „Opfer“ angewiesen sind, strenggenommen gar nicht vorkommen. Sie sind Sand im Getriebe.

Dies ist die schlimmste Form der Kinderfeindlichkeit. Sie gibt es ohne Frage. Nicht der schwächste Beweis dafür ist, daß Familien mit drei und mehr Kindern schon beinahe zu den gesellschaftlichen Außenseitern gehören und daß sie auch materiell – wie die bekannte Studie des rheinland-pfälzischen Sozialministeriums von 1976 über Armut in der Bundesrepublik (vgl. HK, August 1976, S. 392 ff.) gezeigt hat – zu den Benachteiligten zählen. Kinderreichtum prädestiniert bei uns zur Armut.

Angst vor Kindern?

Es gilt als unfein, die Bevölkerungsstatistik zu strapazieren, wenn es um die Einstellung zum Kind geht. Aber wieso sollte bloß die Zahl der – vorhandenen bzw. nicht vorhandenen – Kinderspielplätze für diese Frage von Belang sein, nicht aber die Zahl der Ehepaare, die prinzipiell nicht mehr bereit sind, Kinder in die Welt zu setzen und zu erziehen?

Die Paare, die 1971 heirateten, werden 20 Jahre später – nach Hochrechnung der bisherigen Kinderzahl – zu 20 Prozent kinderlos sein. 31 Prozent werden nur *ein* Kind haben (bei den 1956 getrauten Ehepaaren waren es lediglich 15 Prozent), 34 Prozent der Familien werden zwei Kinder haben (fast keine Veränderung gegenüber den Paaren von 1956), weniger als 15 Prozent werden drei und mehr Kinder haben (1956: 35 Prozent). Mit anderen Worten: Aller Voraussicht nach wird in jeder zweiten 1971 geschlossenen Ehe entweder gar kein Kind oder nur eines geboren (vgl. Die Zeit, 5. 1. 79). Schon heute hat die Bundesrepublik Deutschland die niedrigste Geburtenrate von allen Ländern der Erde.

Nachdem diese Bestandsaufnahmen und Prognosen geraume Zeit von der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen wurden, sind sie – eine Auswirkung des Jahres des Kindes oder der sich nähernden Wahlkämpfe? – seit einigen Monaten in die Schlagzeilen geraten. Über die *Zahlen* läßt sich kaum streiten, etwa über die, daß bei gleichbleibendem generativem Verhalten in 100 Jahren die Bundesrepublik nur noch 22 Millionen Einwohner hätte. Es läßt sich höchstens auf einen irgendwann – aber wie und wodurch? – erfolgenden Einstellungswandel spekulieren, durch den alle Statistiken wieder ins Rutschen kämen. Hervorragenden Stoff für Kontroversen liefert aber die *Deutung der Auswirkungen* des Bevölkerungsrückgangs. Die extrem unterschiedlichen Positionen wurden von Fachleuten bereits im Herbst vergangenen Jahres bei einer Tagung des Münchner Ifo-Instituts definiert: Die eine Seite behauptete, Bevölkerungswachstum sei schädlich, gefährde den Wohlstand und müsse bekämpft werden; die andere Seite erklärte, der Bevölkerungsrückgang

sei bedrohlich, er bringe Wohlstand und soziale Sicherheit in Gefahr, es müsse ihm deshalb entgegengesteuert werden.

Der gleiche Streit wiederholt sich zur Zeit auf *politischer Ebene*. Von der Bonner Regierungskoalition und den sie tragenden Parteien wird vor Dramatisierungen gewarnt; es werden Parolen in Umlauf gebracht wie „Der Staat hat in den Schlafzimmern nichts zu suchen“ und „Wir wollen keinen staatlich verordneten Babyboom“. Für die Bonner Opposition bezeichnete CDU-Generalsekretär *Heiner Geissler* die bevölkerungs- und familienpolitische Situation schlicht als „Skandal“. Unpolitisch als „Weltkind in der Mitten“ meinte der frühere Direktor des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Prof. *Hermann Schubnell*, der Bevölkerungsrückgang habe auch seine guten Seiten, die mit ihm zusammenhängenden Probleme seien lösbar, und langfristig werde in einer weniger überbevölkerten Bundesrepublik der Mut zum Kind wieder wachsen. Diese Einschätzung ist wohl zu schön, um wahr zu sein. Das Stichwort Skandal dürfte der Sache näher kommen. Zumindest trifft es die zitierten polemischen Einschläferungsparolen. Denn erstens will kein verantwortlicher Politiker hierzulande durch Familienpolitik bevölkerungspolitisch Freiheitsberaubung betreiben. Und zweitens sollte es *jedem* verantwortlichen Politiker zu denken geben, daß es so wenig Kinderwünsche gibt und daß noch weniger realisiert werden.

Allerdings krankt die Diskussion auf allen Seiten daran, daß sie zu sehr unter wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten geführt wird. Daneben wird kaum berücksichtigt, welche sozialpsychologischen Folgen das Modell der kinderlosen bzw. Ein- bis höchstens Zwei-Kinderfamilie für die Betroffenen hat und inwieweit die Angst vor Kindern das vielleicht stärkste Indiz für das „Sinken der seelischen Temperatur“ (*Walter Scheel*) in unserer Gesellschaft ist.

Falsche Leitbilder

Moralische Entrüstung über galoppierenden Sittenverfall hilft hier nicht weiter. Genauso wie am Kinderreichtum früherer Jahrhunderte nicht alles pure Kinderfreundlichkeit und vieles nichts anderes als Konvention, wirtschaftliche Angemessenheit und physische Zwangsläufigkeit war, so stehen hinter der heutigen Kinderarmut als Ursachen neben Kinderfeindlichkeit auch durchaus humane Entwicklungen: wie die zur Beteiligung der Frau an Bildung und Berufsleben, zu verantwortlicher Familienplanung, zu mehr Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse jedes einzelnen Kindes. Trotzdem: In einer Gesellschaft, in der zwei von zehn Ehepaaren kinderlos bleiben (wollen) und weitere drei höchstens ein Kind verantworten zu können meinen, stimmt etwas nicht.

Am häufigsten wird als Ursache für die mangelnde Bereitschaft zum Kind die „Kinderfeindlichkeit der Gesellschaft“ genannt. Wer so argumentiert, übersieht, daß er

sich in einem Zirkel bewegt und gleichzeitig seine Verantwortung von sich wegschiebt. Denn hinter der Absage an ein Kind stehen häufig genug dieselben Haltungen, die unserer Gesellschaft Züge der Kinderfeindlichkeit verleihen.

Vielleicht die problematischste und an Spielarten reichste dieser falschen Normalhaltungen ist der *Konsumismus*, die „Kolonialisierung“ aller Lebensbereiche durch das Konsumieren. Übersteigerte Konsumbedürfnisse der Erwachsenen schieben sich vor den Wunsch nach Kindern. Oft genug steht hinter Doppelverdienertum weder wirtschaftliche Notwendigkeit noch die Chance der Selbstverwirklichung im Beruf, sondern nichts anderes als der Wunsch, „sich alles leisten zu können“. Weil die gleichen Bedürfnisse bei den Kindern vorausgesetzt – und durch eine clevere Werbung, möglichst unter Beteiligung strahlender, vitaler, konsumfreudiger Nachwuchsverbraucher gefördert – werden, wird der Konsum des einen Kindes zur Bedingung der Unmöglichkeit eines weiteren. Die elementaren Kinderbedürfnisse nach Zeit, nach Zuneigung, nach gleichaltrigen Lebensgefährten werden den vermeintlichen geopfert.

Die von Kindesbeinen an geförderte Anspruchshaltung, die auf alsbaldiger Befriedigung besteht und auf Frustrationen chaotisch reagiert, führt zu dem verbreiteten psychischen Klima der *Selbstverliebtheit*, einem Phänomen, das die Psychologen als neuen Narzißmus entdeckt haben. Hier gibt es kein anderes Ziel mehr als die Verwirklichung des eigenen Selbst, zu der höchstens noch ein Partner als Ergänzung gebraucht werden kann. Kinder stören dabei (das brutale Wort vom „Babyschock“ nach dem ersten Kind gehört hierher) –, oder sie werden vereinnahmt als möglichst perfekte Spiegelbilder für die Eltern. Für die Kinder hat das zur Folge, daß sie zugleich verwöhnt und überfordert werden. Verwöhnt, weil ihre Ansprüche möglichst komplett befriedigt werden müssen, überfordert, weil sie ständig möglichst komplett die Ansprüche ihrer Eltern befriedigen sollen. Auch das paßt noch einmal ins Konsumschema. Man *verbraucht* sich gegenseitig. Besser wäre es, man würde begreifen, daß man sich *braucht*, daß man nicht allein, jeder für sich, sondern nur gemeinsam glücklich werden kann. Das führt zur wohl gravierendsten gesellschaftlichen Fehleinstellung dem „Kindersegen“ und den Kindern gegenüber: der verkürzten Auffassung von unserer *Freiheit*. Wenn Freiheit nur Erweiterung *meines* Freiheitsraumes ist, nicht aber *Verantwortung* in einem Freiheitsraum, den ich mit anderen *teile*, dann ist nur schwer einzusehen, wieso sich Eltern von Kindern ein Stück Freiheit nehmen lassen sollen und wieso Kinder, wenn sie erst einmal da sind, sich nicht als kleine Tyrannen aufführen sollen. An die Dialektik von Gewinn und Verzicht auch auf dem Gebiet der Freiheit zu erinnern, wäre vielleicht der wichtigste Schritt zur Bekämpfung der Kinderfeindlichkeit. Man würde dabei lernen, daß der Verzicht auf ein Stück Freiheit zugunsten von Kindern Gewinn und Freude bedeuten kann und daß niemand einen Verlust hat, wenn in einer Familie *nicht* jeder – seien es Eltern oder Kinder – den „Imperialisten“ spielt,

sondern daß dies der einzige Weg zu einer Atmosphäre der Geborgenheit und des gegenseitigen Vertrauens ist.

Haben Kinder einen Sinn?

Es scheint, daß das Thema Kinderfeindlichkeit und Kinderfreundlichkeit in die *Grundfragen menschlichen Lebens und Zusammenlebens* hineinführt. Sie wieder verstärkt ins Gespräch zu bringen, auf allen gesellschaftlichen Ebenen, wäre wohl eine wesentlich bessere Antwort auf bestehende Kinderfeindlichkeiten als durchrationalisierte Maßnahmen und pronatalistische Bevölkerungspolitik. Das würde freilich auch zu Fragen führen, die gern aus unserem öffentlichen Bewußtsein verdrängt werden; zu Fragen nach Zukunftsorientierung, nach ethischen Lebensregeln, nach Sinn. Nachdem die bürgerliche Maxime „Kinder hat man zu haben“ (*Thomas Mann*) ihre Selbstverständlichkeit verloren hat, steht ganz fundamental neu zur Debatte, warum man sie denn haben soll. Es versteht

sich von selbst, daß die Beantwortung der Frage von der Überzeugung abhängt, die man vom Sinn oder Unsinn des eigenen Lebens hat. Die prinzipielle Entscheidung gegen Kinder und das – in welchen Formen auch immer – egoistische Verhalten gegen Kinder ist nicht Zufall, sondern logische Konsequenz einer Lebensanschauung und Lebensweise.

Christen sollten in dieser Situation zwei Fehler nicht machen: sie sollten nicht bestreiten, daß auch andere redliche und überzeugende Motive für die Liebe zu Kindern haben können, und sie sollten nicht so tun, als ob sie von den Unsicherheiten, die andere im Blick auf Kinder haben, nicht auch berührt wären. Entscheidend ist freilich, daß sie Beispiele dafür liefern, wie sich ihre Überzeugung vom Sinn des Lebens und von der Gestaltung eines sinnvollen Lebens dort auswirkt, wo es am unmittelbarsten um die Zukunft geht: in der Einstellung zu Kindern. Das wäre – könnte man sich denken – ein Thema für Weihnachtspredigten.

Hans Georg Koch

Vorgänge

Herbstsitzung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Der § 218, Gesetz und Praxis, die Familienpolitik und die Vorbereitung des 86. Deutschen Katholikentags in Berlin im Juni 1980 waren die beherrschenden Themen der Herbstvollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) am 9./10. November in Bonn-Bad Godesberg. Nebenher beanspruchte die Wahl eines Teils der Mitglieder des Zentralkomitees, der sog. „unabhängigen Persönlichkeiten“ – 40 an der Zahl – zwar nicht viel Zeit, aber da ein halbes Dutzend Wahlgänge notwendig waren, doch einige Mühe. Große Veränderungen kamen dabei nicht zustande. Die meisten Kandidaten, die schon bisher Mitglieder des ZdK waren, wurden bereits im ersten Wahlgang gewählt. Neue Kandidaten ohne großen Bekanntheitsgrad hatten kaum Aussicht, gewählt zu werden. Lediglich zwei für das Zentralkomitee zum

gegenwärtigen Zeitpunkt zweifellos wichtige Namen verdienen angemerkt zu werden: der baden-württembergische SPD-Abgeordnete *Heinz Rapp* wurde anstelle des verstorbenen Bundestags-Vizepräsidenten *Hermann Schmitt-Vockenhausen* (im zweiten Wahlgang) gewählt, und der badische Maler und Bildhauer *Emil Wachter* wird künftig den Bereich Kunst, um den man sich gegenwärtig im Zentralkomitee besonders bemüht (vgl. HK, Juli 1979, 367 ff.), als Mitglied im ZdK vertreten. Er wurde bereits im ersten Wahlgang gewählt. Nicht mehr gewählt wurden zwei Prominente, die stellvertretende Vorsitzende des DGB, *Maria Weber*, und der Präsident der Görresgesellschaft und frühere Kultusminister von Nordrhein-Westfalen, *Paul Mikat*. Auch das Bemühen, den Kreis der Mitglieder aus dem Bereich der Theologie durch Exegeten und

weitere Sozialethiker zu ergänzen, führte nicht zum Erfolg.

Auseinandersetzung um den § 218

Den Auftakt zur Auseinandersetzung um den § 218 gab der Präsident des ZdK, der bayerische Kultusminister *Hans Maier*, in seinem einleitenden „Bericht zur Lage“. Er erklärte die Reform des § 218 für „gescheitert“, jedenfalls soweit sie darauf abgehoben habe, die Zahl der Abtreibungen zu vermindern und das Leben Ungeborener besser zu schützen. Als besonders bestürzend bezeichnete es Maier, daß inzwischen mehr als zwei Drittel strafrei durchgeführter Abtreibungen mit der *Notlagenindikation* begründet würden. Diese Entwicklung mache deutlich, „daß die bisherige Anwendung und Auswirkung des Gesetzes im Widerspruch zur Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts steht, nach der jede Reform des § 218 StGB mit allen begleitenden Maßnahmen grund-